



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 10 May 12, 1955

Köln: Bund-Verlag, May 12, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

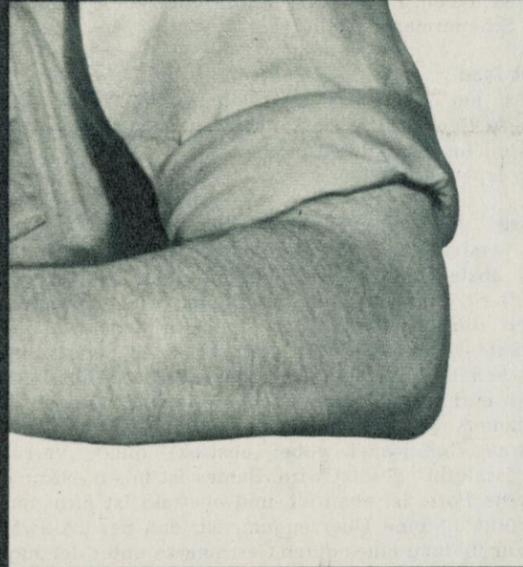
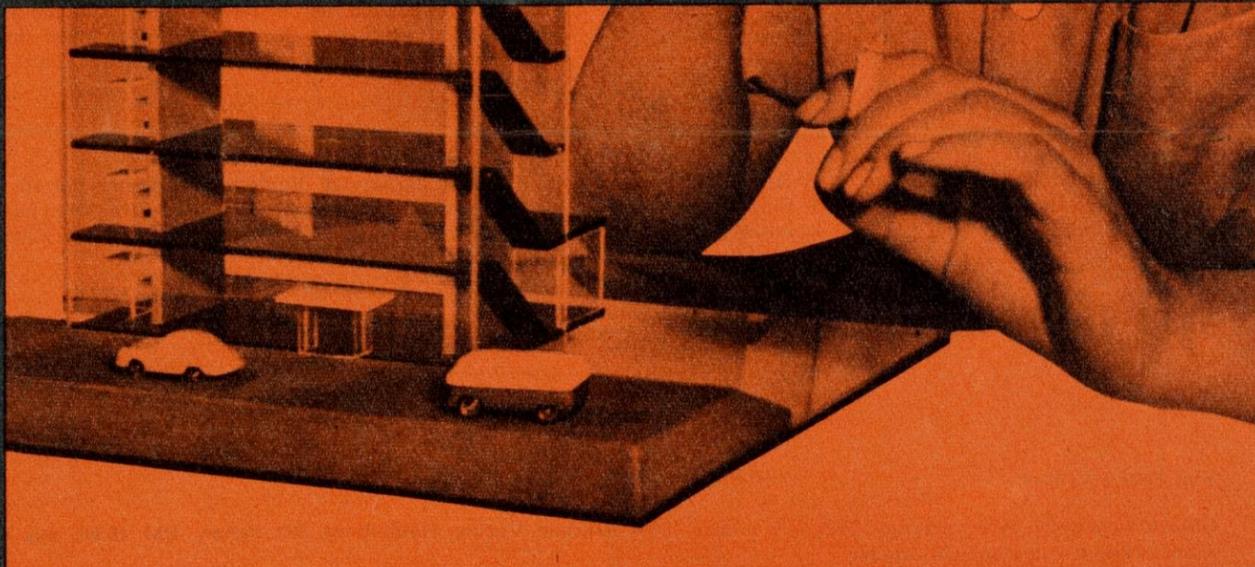
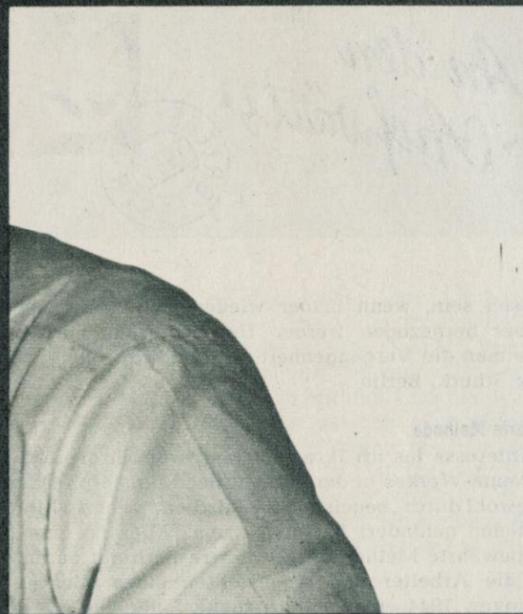
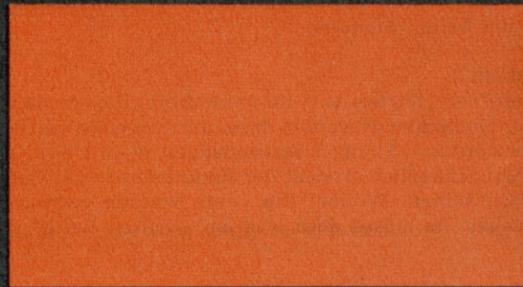
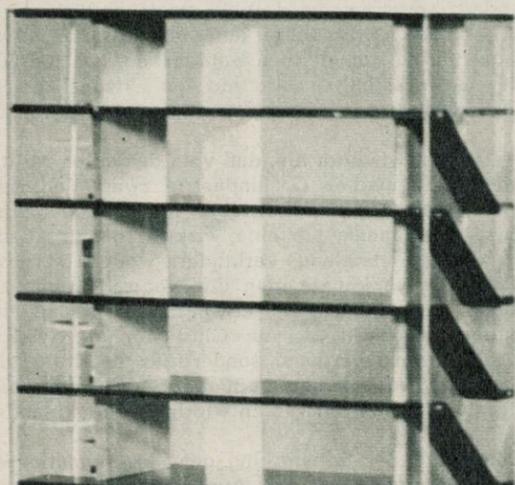
The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Köln, 12. Mai 1955 — 8. Jahr — Preis 20 Pf.
Nummer 10

Sitzen sie im Glashaus?



Junge Künstler arbeiten in Hamburg

Kommt ein Mann mit langen Haaren über die Straße, trägt Baskenmütze, Kordjacke und Halstuch, raucht eine kurze Pfeife — und sieht verträumt aus. Denkt der Bürger: Das ist ein Künstler... Denkt er belustigt und kopfschüttelnd.

Er denkt und denkt falsch. Jener Mann ist vielleicht nur ein Individualist — aber kein Künstler. Kurze Pfeife, langes Haar und verträumter Blick machen noch keinen Musenjünger.

Auf Seite 7 dieser Ausgabe stellt „Aufwärts“ seinen Lesern einige junge Leute vor, die Bilder malen, Figuren formen, Buchdeckel zeichnen und im Theater ihre Rolle spielen. Sie tun es genau so selbstverständlich wie andere, die berufsmäßig Autos reparieren, Fische verkaufen oder Kontenbücher führen. Außerlich unterscheiden sie sich nicht von ihnen. Nur findet ihre Arbeit nicht die gleiche Hochachtung beim Publikum, sie sind ja Künstler, „lebensfremd“, „etwas verrückt“ und eigentlich „nicht unbedingt notwendig“.

Aber da ist zum Beispiel der junge Architekt Laage aus Hamburg. Der hat den Plan, allen Leuten zu zeigen, was

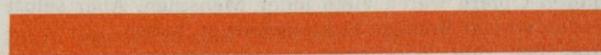
ein moderner Architekt sich zum Wohle der Menschheit ausgedacht hat. In einem neunstöckigen „Architekturkiosk“ will er demonstrieren, wie modernes Bauen und Wohnen aussieht. Die Leute sollen in sein Glashaus kommen, sich inspirieren lassen, damit sie besser und schöner wohnen in Zukunft.

Genau so wie Laage wollen die anderen Künstler (Seite 7) den Kontakt mit dem Publikum. Sie brauchen ihn, weil sie Glieder unserer Gesellschaft sind. Wir brauchen das Nützliche und das Schöne. Und das Nützliche, das sie schaffen, ist schön, und das Schöne, das sie schaffen, ist nützlich.

Der Architekt Gerhart Laage

Seit vier Generationen sind die Laages Architekten. Das erleichterte ihm die Berufswahl. Und es bestärkte ihn in der Auffassung, daß jede Zeit ihren eigenen architektonischen Stil haben muß. Der Urgroßvater baute behagliche Bürgerhäuser mit klassizistischen Fassaden. Gerhart Laage entwarf für seinen ersten Auftraggeber ein Landhaus, das nur den einen Fehler hatte, daß es wesentlich moderner war als der Bauherr und darum nie gebaut wurde. Aber seine Eppendorfer Schule, niedrige, ausein-

andergesogene Gebäudetakte mit sehr viel Glas und wenig Wänden, ist bereits im Werden. Er sieht die Architektur ausschließlich im Zusammenhang mit der Zeit und mit dem Menschen: als ein psychologisches und soziologisches Problem. Das hat ihn schon während seines Studiums an der Technischen Hochschule Braunschweig und später auf seinen vielen Wanderfahrten quer durch Europa beschäftigt. Ihn interessiert nicht einmal so sehr die Architektur außerhalb Deutschlands. Er will erkunden, wie die Menschen heute leben, was sie für Bedürfnisse haben, um diesen veränderten Bedürfnissen und Notwendigkeiten die Wohnung anzupassen. Der Architekt kann nur im unmittelbaren Kontakt mit dem Publikum arbeiten — genau so wie das Publikum an seiner Arbeit Anteil nehmen muß. Um diese vielfach allzu lose Verbindung zu festigen, ist Gerhart Laage gerade dabei, einen ersten „Architekturkiosk“ in Hamburg einzurichten, wo sich das Publikum über heutiges Bauen und Wohnen informieren kann. Im nächsten Jahr will er studienhalber nach Amerika.



Kein Humor?

Ich frage mich oft, ob man als Gewerkschafter unbedingt humorlos sein muß? Der Brief von Franz Bruck (Nr. 9/55) und seine Empörung über die reizende „Engel-Geschichte“ im „Aufwärts“ ist ein typisches Beispiel für die Humorlosigkeit mancher Gewerkschafter. Gerade als Streiter für den sozialen Fortschritt müßte man doch auch die heiteren Seiten des Lebens sehen und ihnen Reiz abgewinnen.
Helga Romer, Hildesheim

Zur rechten Zeit

Der Film „Der letzte Akt“ (Nr. 9/55) kommt gerade zur rechten Zeit. Er zeigt uns noch einmal den letzten Akt eines gewaltigen und grausamen Dramas, während wir gerade dabei sind, den ersten eines neuen vorzubereiten.
Wilhelm Reiter, München

Verderblich

Ich halte den „letzten Akt“ für verderblich. Die ehemaligen Führer Deutschlands werden darin durchweg als Verrückte gekennzeichnet. Solche Übertreibungen glaubt doch kein Mensch! Schließlich erreicht der Film dadurch das Gegenteil von seinem Wollen. Die Leute werden mißtrauisch und sagen, es müsse doch was am „Dritten Reich“ dran



gewesen sein, wenn immer wieder in gehässiger Form darüber hergezogen werde. Und ich frage mich auch: Sollte man die Vergangenheit nicht endlich ruhen lassen?
Franz Schuck, Berlin

Bewährte Methode

Mit Interesse las ich Ihre Meldung, wonach die Arbeiter des Leuna-Werkes in der Ostzone den Ministerpräsidenten Grotewohl durch „begeistertes Klatschen“ zwanzig Minuten am Reden gehindert haben (Nr. 9/55). Das ist eine gute und bewährte Methode. Ich erinnere mich gut daran, daß wir, die Arbeiter und Angestellten eines Werkes bei Hannover, 1944 einen „Reichsredner“ der NSDAP damit zweimal etwa 15 Minuten lang in seiner Rede unterbrochen haben. Er hat zum Schluß vor Wut geschäumt.
Fritz Schauerermann, Celle

Endlich Sport

Endlich hat „Aufwärts“ mal wieder etwas über Sport gebracht (Nr. 9/55). Ich vermisse seit langem einen guten Sportteil in unserer Zeitung.
Peter Erpenbeck, Gießen

Vorurteil

Was versteht Heinz F. Winker (Leserbrief in Nr. 9/55) unter abstrakten Zeichnungen, die ihm im „Aufwärts“ mißfallen? Höchstens die Zeichnung von dem Indianerjungen, die kürzlich auf der Titelseite stand, war etwas abstrakt — aber sie war doch wohl für jeden jungen Menschen noch verständlich und erfaßbar. Hier handelt es sich auch um eines der vielen Vorurteile, die uns eingehämmert worden sind: Jede moderne Form wird als „abstrakt“ bezeichnet, wobei „abstrakt“ gleich „verrückt“ oder „schlecht“ gesetzt wird. Beides ist falsch. Nicht jede moderne Form ist abstrakt, und abstrakt ist nicht immer „verrückt“. Meine Überzeugung ist, daß der „Aufwärts“ viel zur Bildung eines guten Geschmacks unter der Jugend beiträgt.
Carola Blum, Frankfurt

Mist

Vor einiger Zeit habt ihr einen Artikel gebracht „Und wenn sie mich zur Musterung holen“. Der war sehr gut, tadellos. Den gleichen Zweck sollte wohl auch der Artikel „Was wäre, wenn durch den Briefschlitz zwei Stellungsbefehle fielen?“ (Nr. 9/55) erfüllen. Nur besteht ein kleiner Unterschied zwischen beiden — der zweite Artikel ist Mist, vollkommener, an den Haaren herbeigezogener Mist. In jeder Ausgabe sollte uns „Aufwärts“ an dieses heikle Thema erinnern — nur nicht so! „Der Jazzklub würde seine Seele verlieren“ liest sich wie ein Gegenargument zur Remilitarisierung, ist aber beileibe keines. Überschriften wie „Den Drum-Boogie würde Klaus erst zu Ende bringen“ wirken in so einem Zusammenhang albern und reizen zum Lachen — ich habe aber fast geheult. Reportagen dieser Art streifen nicht einmal den Kern der Sache.
Gerhard Haak, Dortmund

Gute Ruhe!

Kurt Bramme aus Bremerhaven („Anständige Erziehung“ Nr. 9/55) scheint in den letzten Jahren recht gut geschlafen zu haben, sonst wäre ihm vielleicht aufgefallen, daß die jungen Menschen von heute noch nicht allzuviel von den „angenehmen Seiten des Lebens“ mitbekommen haben. Oder zählen Krieg, Bomben, Austreibung, Verlust der Eltern und Geschwister zu den Annehmlichkeiten des Daseins? Und wenn Bramme meint, das Militär erziehe zu anständigen Männern — na, also! Wenn das Militär zu etwas erzieht, dann zu bedingungslosem Gehorsam und stumpfsinniger Scheuklappendisziplin. Nebenbei war es diese vortreffliche preußische Ordnung und Korrektheit, mit der in den KZ's des Dritten Reiches die Listen der Häftlinge und Getöteten geführt wurden. Auch unter diesen Opfern waren viele junge Menschen. Aber selbst davon scheint Bramme nichts gehört zu haben.
Rolf Biebricher, Wiesbaden

Genügt westdeutsche Souveränität?

Von Hans Dohrenbusch

„Über alles erhaben“ steht in einem Lexikon zur Erklärung des Wortes Souveränität. Nun, es ist vorstellbar, daß der Kanzler erhaben ist über die endlosen Pannen, die bei der Erklärung der westdeutschen Souveränität im Bundestag passierten, denn wichtig ist für ihn, daß ein Teilziel seiner Politik erreicht wurde. Ein Teilziel mit Schönheitsfehlern. Was aber nun weiter, da ja das Endziel die Souveränität eines wiedervereinigten Deutschlands ist, wie aus tausendundeiner und jetzt auch wieder aus der Proklamation der Bundesregierung hervorgeht. Aber gerade in dieser Frage behalten sich die Westmächte alle ihre Rechte vor, wenn sie sich auch verpflichten, die Bundesregierung in dieser Frage zu konsultieren. Konsultieren — wieder nach dem Lexikon — heißt befragen.

Nach den letzten politischen Ereignissen, wobei der Briefwechsel zwischen Schukow und Eisenhower eine nicht unwesentliche Rolle spielen dürfte, scheinen die Großmächte bereit zu sein, den kalten Krieg in Europa zu beenden. Bewahrheitet sich das, so bleiben zur Lösung der deutschen Frage praktisch nur zwei Wege offen. Weg eins wäre die Beibehaltung des Status quo. Also keine Wiedervereinigung und keine Wiederbewaffnung Westdeutschlands und der Ostzone. Das ist unwahrscheinlich, da die westlichen Großmächte, wenn sie zu ihren Versprechen stehen, dies kaum beschließen können. Keine deutsche Regierung könnte, wenn sie konsultiert wird, sich damit einverstanden erklären. Da aber der kalte Krieg beendet werden soll, bleibt als Lösung nur übrig: Keine westdeutsche Wiederaufrüstung, dafür freie Wahlen in Gesamtdeutschland, die zweifellos mit dem Bekenntnis zur deutschen Wiedervereinigung enden würden, denn eine provisorische, aber um so eindringlichere Abstimmung fand am 17. Juni 1953 statt. Möglich, daß die Russen sich für den Preis der Neutralisierung Gesamtdeutschlands einverstanden erklären. Das aber wäre der Modellfall zu Österreichs Staatsvertrag. Könnte ein solches Ergebnis von einer deutschen Regierung abgelehnt werden? Es ist kaum anzunehmen.

Es ist keine Frage, daß das Wiederaufleben eines deutschen Militarismus auf den europäischen Völkern und auf weiten Teilen des deutschen Volkes wie ein Alpdruck lastet. Niemand hat eine Gewähr, daß der Militarismus nicht wieder ein Staat im Staate wird. Ein Minister der Bundesregierung, Seeböhm, hat erst kürzlich im nieder-

Wie verlorene Hunde

Von Paul Schallück

Gilbert Cesbron: „Wie verlorene Hunde“, Roman, Drei Brücken Verlag, Heidelberg, 302 Seiten, DM 10.80, aus dem Französischen von Hans Großbieder.

Es bedarf keiner Frage, daß jeder Schriftsteller, jeder Schreibende sogar, der auch nur mit einem Satz an die Öffentlichkeit tritt, den Lesern gegenüber eine gewisse Verantwortung, der Gesellschaft gegenüber eine gewisse Verpflichtung auf sich nehmen muß. Der Verantwortung entspricht die Ehrlichkeit, der Verpflichtung die Könnerschaft seines schriftstellerischen Tuns. Bisweilen aber scheint es notwendig, daß einer aufsteht und das normale Maß an Verantwortung und Verpflichtung überschreitet, daß einer seine Ehrlichkeit und seine Könnerschaft eindeutig und ganz in den Dienst einer gesellschaftlichen Sache stellt.

Das tat Gilbert Cesbron, ein junger Franzose. Sein erstes Buch, „Die Heiligen gehen in die Hölle“, behandelte das Problem der Arbeiterpriester von Paris. Sein zweites, „Wie verlorene Hunde“, greift das Problem der verwahrlosten Jugend auf. Was der Niederschrift dieses Buches vorausging, ist fast ebenso wichtig wie das Buch selbst. Zwei Jahre lang ging Gilbert Cesbron, von seinem Gewissen getrieben, von Jugendgericht zu Jugendgericht, wohnte Verhandlungen bei, in denen Jugendliche irgendwelcher Delikte wegen vor dem Richter standen, sprach mit den Fürsorgern, sprach mit den Staatsanwälten, sprach mit den Richtern und unterhielt sich mit den jungen Delinquenten. Zwei Jahre lang verbrachte er, weil er Wert darauf legte, „im Bade des Lebens zu bleiben“, Wochenende für Wochenende in den Besserungsanstalten Frankreichs, suchte die jungen Menschen zu verstehen, die wie verlorene Hunde durch unsere Zeit streunen, erforschte die Gründe ihres Versagens (Wohnungsnot, verarmte Umwelt, verführerische Beispiele, Arbeitslosigkeit, die Verlockungen der Rummelplätze, der Kneipen, des Tabaks, des Alkohols und der Mädchen), besuchte ihre Familien, lernte Eltern, Geschwister, Pflegeeltern und Altersgenossen kennen. Er blätterte in den Gesetzbüchern, studierte die administra-

sächsischen Wahlkampf die Katze aus dem Sack gelassen, indem er erklärte: „Eine Wehrmacht ist nicht nur aus außenpolitischen, sondern auch aus innenpolitischen Gründen notwendig.“ Bei der politischen Vergangenheit des Herrn Ministers ist unschwer zu erraten, gegen wen sich eine Wehrmacht aus innenpolitischen Gründen zu wenden hat. Gewiß nicht gegen den Kommunismus, denn der hat in Westdeutschland seine Basis weitgehend verloren. Und er wird diese Basis noch mehr verlieren, wenn man endlich dazu übergeht, die deutsche Arbeitnehmerschaft von Regierungsseite so zu behandeln, wie sie es auf Grund ihrer Aufbauleistungen verdient.

Das ist aber heute noch nicht der Fall, und es wird bei der Etablierung einer neuen Wehrmacht noch viel weniger der Fall sein. Adolf Kummernuss hat auf dem Kongreß der OTV erst wieder darauf hingewiesen, daß das Militär in Deutschland immer „der Hort der Subordination und der Entwürdigung der Bürger“ gewesen sei und daß undemokratische und deshalb staatsfeindliche Kräfte die Wehrmacht nur als Mittel einer restaurativen Entwicklung betrachteten. Im gleichen Sinn haben sich die Vertreter der Gewerkschaftsjugend auf der Sitzung des Bundesjugendringes am vergangenen Sonntag ausgesprochen.

Vergessen wir doch nie, daß vom deutschen Militarismus und der deutschen Großindustrie zwei Weltkriege eingeleitet wurden. Beide streben heute wieder zur Macht im Staate, indem sie eine wirklich demokratische Entwicklung Deutschlands verhindern wollen. Vergessen wir das nicht, so könnte man die Neutralisierung Deutschlands, die von West und Ost garantiert ist, als ein Glück betrachten. Nicht als ein Glück für die restaurativen Kräfte in unserem Land, sondern für die Kräfte, die ihrer ganzen Vergangenheit nach die Gewähr für eine friedliche und demokratische Entwicklung Deutschlands geben.

Der Trend der Entwicklung geht im atomaren Zeitalter auf Zusammenarbeit und Ausschaltung der gewaltsamen Auseinandersetzungen. Indem dem gefährlichsten Militarismus aller Zeiten, dem deutschen, keine Chance mehr gegeben wird, eröffnen sich neue Wege für unser innerstaatliches Leben und auch für die Zusammenarbeit der Völker.

Kein Zweifel daran, daß die deutsche Jugend, befreit von den Schatten der Vergangenheit, ihren Beitrag dazu leisten wird, daß allerorts die Menschen in Frieden leben können.

tiven Verordnungen, stieß auf die bürokratische Kurzsichtigkeit, aber auch auf weitsichtige Offenheit bei den verantwortlichen Männern. Zwei Jahre lang, und dann setzte er sich hin und schrieb das Panorama der „verlorenen Hunde“.

Ein erschütterndes Panorama, ein Tatsachenbericht, der von niemand — wie ich behaupte — hinter dem Schirm der Unbetroffenheit oder mit dem Hinweis darauf gelesen werden kann, daß Cesbron ja das Problem der verwahrlosten Jugend Frankreichs behandle, daß es hingegen bei uns ... Nein, niemand wird sich herausreden können, jeder, ob er mittelbar oder nicht mit jungen Menschen zu tun hat, wird seine Verantwortung erkennen müssen. Denn in aller Welt gibt es wie in diesem Buch Jugendliche, die niemals ihre Eltern gekannt haben; in aller Welt werden Millionen von jungen Menschen durch soziale Nöte, die die Erwachsenen heraufbeschworen haben oder dulden, in die Niederungen des Lebens vertrieben; in aller Welt geraten junge Menschen durch das Beispiel der Erwachsenen, durch ihren Leichtsinns, durch ihre Gewinnsucht oder ihre Kriege auf den abschüssigen Weg, der im Gefängnis, später im Zuchthaus oder — wenn's gnädig abgeht — in einer Besserungsanstalt endet.

Dieses Buch, das einmal den kleinen Alain Robert in den Mittelpunkt stellt, der seine Eltern nie gesehen hat und aus Sehnsucht nach ihnen Dummheiten begeht, ein andermal einen jungen Kriminellen aus dem Wohnungselend eines Pariser Vorortes, dieses Buch macht sichtbar, was allzu leicht unter dem Betrieb unseres geschäftigen Lebens unsichtbar bleibt, was von Leuten, denen daran gelegen ist, absichtlich im Dunkel gehalten wird. Cesbron stellt das Verborgene ins Licht, er rührt mit seinem dokumentarischen Roman an das Gewissen der Öffentlichkeit.



Zur Ordensverleihung angetreten. Auf dem Hof des Divisionsgefechtsstandes stehen diese Jungen in viel zu großen Mänteln, in viel zu großen Stahlhelmen und warten auf das Eiserne Kreuz. Vor wenigen Wochen drückten sie noch die Schulbank. Jetzt sind sie „alte Krieger“. Sie haben schon manchen Menschen „umgelegt“, und sie meinen, das hätte etwas mit „Heldentum“ zu tun. Der Krieg ist für sie ein Abenteuer, das es „für Volk, Reich und Führer“ zu bestehen gilt. Das hat eine menschenunwürdige Propaganda aus ihnen gemacht, obwohl der Krieg längst verloren war. Die Russen stehen in Pommern.



Die Mütter dagegen sind die Mütter geblieben. Ihnen ist der Krieg aus dem tiefsten Grunde ihrer Seele verhaßt wie allen Müttern. Sie wollen nur eins... ihre Söhne wiederhaben. Und sie gehen und holen sie zurück. Dieser Gang in die vorderste Linie, ohne Angst vor Bomben, Granaten und Generalen, bringt ihnen Entsetzen. Sie erkennen ihre Kinder nicht mehr. Oder die Kinder sind gefallen. Hier empfängt die Arbeiterfrau, die die Frauengruppe immer wieder fortreibt und anspricht, die Nachricht vom Tod ihres Sohnes. Es ist ihr unfassbar, daß „ihr Junge“ kurz vor „Toresschluß“ sterben muß...



Der Herr General hört sich das Flehen der Mütter an. Aber — „... wie kann ein General im Kriege Befehle geben, wenn er dabei an die Mütter denkt?“ fragt er zurück. Für ihn ist die Handvoll Jungen willkommen. Jeder Mann ist in diesen Tagen wichtig. Und die Jungen geben dazu in ihrer Abenteuerlust den alten Soldaten auch noch ein Beispiel (oben). Während für den Herrn General jeder Mann Gold wert ist, ist für den Herrn Leutnant ein Mensch, der die Nerven verliert, nur ein Stück Dreck. Soeben hat der fanatische Herr einen Mann seines Stoßtrupps umgelegt, weil er sich Zivil anzog (unten).

Kinder, Mütter und ein General

Mutiger deutscher Antikriegsfilm

Man hat es, angesichts der — auch auf der Filmleinwand — mit Nachdruck betriebenen Remilitarisierungspolitik, kaum noch zu hoffen gewagt. Da ist in diesen Wochen ein deutscher Antikriegsfilm angelaufen, für den man, was seine mutige Sprache und Aussage anbelangt, in der gesamten deutschen Nachkriegsproduktion vergeblich nach Beispielen sucht: „Kinder, Mütter und ein General.“ Ein künstlerisch wohlgezielter, gerechter Faustschlag mitten in die Fratze des Krieges.

„Hau mir ab mit Heldentum!“, Herbert Reineckers bekannter Illustriertenroman bot die Vorlage dazu. Es sind keine sturmerprobten, ausgemergelten Frontkämpfer, die hier „die Schnauze voll“ haben, sondern ein halbes Dutzend couragierte Mütter, die nach diesem markigen Motto handeln und ihre Söhne — halbe Kinder noch — der Hölle des Krieges entreißen. Von ihrer ins Pommersche verlagerten Schule sind die Jungen — vierzehn- bis sechzehn-jährige Bürschen, rechte kindliche Opfer systematisch eingepflichter NS-Propagandaparolen — ausgekniffen, um das Vaterland zu verteidigen und an der unaufhaltsam näherrückenden deutschen Rückzugsfront den russischen Vormarsch aufzuhalten. Verlegen stotternd hat der Schulleiter den Müttern, die aus Stettin herbeieilten, um ihre Jungen noch vor dem augenscheinlich unvermeidlichen totalen Zusammenbruch heimzuholen, davon Mitteilung gemacht. Da beschließen die Frauen, die Kinder aus dem Krieg zurückzuholen.

Es ist eine seltsame Wanderung, die die Frauen dann quer durch das militärische Operationsgebiet antreten. Wohin sie auch kommen, erregen sie Verwunderung, Verwirrung und Nachdenklichkeit. Immer härter, grausamer und unmenschlicher enthüllt sich ihnen dabei das Gesicht des Krieges und seiner seelenlos mörderischen Militärmaschinerie. Da wird vor ihren Augen ein „Drückeberger“ — ein junger Mensch in körperlich-seelischer Not — auf das bloße Augenzwinkern eines zynischen Leutnants hin befehlsgemäß „umgelegt“. Der General (Ewald Balsler), bis zu dem die Frauen entschlossen vordringen, versteckt sich hinter militärischen Phrasen. Er braucht jeden Mann und hat die Schulbuben, die mit ihrer jugenhaften Kriegsbegeisterung für ihn ein gefundenes Fressen sind, bereits einer Kampfgruppe in vorderster Linie zugeteilt. Das Flehen der Mütter um Hergabe der Kinder geht ihm zwar „an die Nieren“, aber „wie könnte ein General im Kriege Befehle geben, wenn er dabei an die Mütter denkt!“ Die Frauen jedoch geben nicht auf, die Angst und die Sorge um das Leben ihrer Kinder treibt sie immer weiter nach vorn, bis sie den



Gefechtsstand der Kampfgruppe erreichen und zuletzt, nach dramatischen Begegnungen und Entscheidungen in der allgemeinen Wirrnis eines kriegerischen Hin und Her die Jungen auf eigene Faust der satanischen Militärmaschinerie des Krieges wieder abgejagt haben. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Geschichte, so wie sie Herbert Reinecker erdachte, in Wirklichkeit nicht einen ganz anderen, wahrscheinlich viel kürzeren Verlauf genommen hätte. Der aus Ungarn stammende, nach Deutschland zurückgekehrte Hollywoodregisseur Laslo Benedek („Tod des Handlungsreisenden“) verstand es aber — nach dem Drehbuch des Autors —, das großartige Thema mit innerer Wahrhaftigkeit und ohne menschliche Verzerrungen zum gültigen Gleichnis zu erheben. In dem Zug der Mütter, der Hüterinnen und Bewahrerinnen des Lebens, durch die Welt des Todes und mörderischer Vernichtung findet die Klage der Menschheit über das Verbrechen des Krieges ergreifenden Ausdruck. Nur die eingewobene Liebesepisode (mit Hilde Krahl und Bernhard Wicki) läßt — trotz aller darstellerischen Verhältnisse — einige falsch romantisierende Töne mitschwingen.

Mit geradezu beklemmender atmosphärischer Eindringlichkeit und Wirklichkeitstreue werden die mörderischen

Kämpfe in der vordersten Linie aufgezeigt. Und mitten drin die Mütter, die von ihren Kindern nicht lassen wollen. Ihre Kinder, die sie zwar wiederfinden, doch nicht wiedererkennen. Die giftige Aussaat heroischer NS-Phrasen und „vormilitärischer Ertüchtigung“ ist in den kampfbereiten Jungenherzen furchtbar aufgegangen. Wenige Tage Frontgemetzel haben aus ihnen bereits gefühlsrohe, kleine „Wehrwölfe“ gemacht, die als todesmutige „Panzerknacker“ oder tückische Scharfschützen von Ordengeklimper und falschem Heldenruhm träumen. Inmitten des meisterlich geführten, umfangreichen Ensembles, umgeben von vielen bemerkenswerten schauspielerischen Einzelleistungen, behaupten sich die Mütter auch darstellerisch durchweg als die innerlich bewegenden Zentralgestalten. Darunter ganz prächtig — und in ergiebigster Rolle — die robust mit Herz ansprechende Theres Giehse, deren ertümlischer Mutterwitz wahrhaft beglückend durch Schmerz und Tränen funkelt.

Gobo

Fotos: Intercontinental-Lilo/Schorchtfilm

Alle meine Söhne

SED-Prominenz hat Pech mit ihren Söhnen. — Von Bert Brecht bis Otto Grotewohl: Die Söhne sagten „nein“. „Ich bin froh, daß sich unsere Wege getrennt haben!“

„SOVERÄN“ Nachdem man jahrelang den Begriff der nationalen Souveränität als überholt hingestellt und die Einigung Europas als das große Ziel der deutschen Politik proklamiert hat, wurde dennoch die Ablösung des Besatzungsstatuts durch die Hinterlegung des sogenannten Deutschlandvertrages mit viel Kanzlerverehrung gefeiert. Daß sich praktisch mit dieser „Souveränität“ für die Bundesrepublik nicht viel ändert, ist bekannt. Die Besatzungskosten werden als Kosten für die „Sicherheitsstruppen“ weitergezahlt, und die Kompetenz über unser wichtigstes nationales Anliegen — die Wiedervereinigung unseres Vaterlandes — bleibt den Westmächten überlassen.

— Von der Wiedervereinigung wurde allerdings auch während dieses Staatsaktes wieder viel — gesprochen!

JUSTITIA Das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe hat die Klage der 174 Abgeordneten der SPD, FDP und des BHE gegen das Saarabkommen zurückgewiesen. Das Abkommen verstöße nicht gegen das Grundgesetz, heißt es in der Begründung. Den Deutschen an der Saar sei der Beitritt zur Bundesrepublik nicht verwehrt. Wenn aber doch, dann nicht etwa durch das Saarabkommen, sondern wegen der tatsächlichen Lage,



die die Franzosen bereits vorher an der Saar geschaffen hätten.

— So klug sind unsere Richter!

SCHWANN Der FDP-Abgeordnete Schwann ist von seiner Partei schwer gemaßregelt worden, weil er auf eigene Faust ein Gespräch mit dem Sowjetbotschafter Puschkin in Ostberlin geführt hat. Es habe zwar keinen Zweck, mit der Marionettenregierung von Pankow zu sprechen, meinte Schwann, aber mit den Russen müsse man Kontakt suchen, wenn man für die Wiedervereinigung praktisch etwas tun wolle. Schwann teilte weiter mit, Puschkin habe die Möglichkeit von Gesprächen über das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen bejaht. — Es ist ja auch unverantwortlich, wenn ein deutscher Volksvertreter die deutsche „Souveränität“ einmal praktisch ausprobiert.

SAIGON In einem Zustand völliger Verwirrung befindet sich die staatliche Ordnung in Süd-Vietnam, wo der Bürgerkrieg zwischen Ministerpräsident Ngo Dinh Diem und den Truppen der religiösen Sekten ausgebrochen ist. Als „Opfer“ dieser Machtkämpfe, in deren Hintergrund Frankreich und die Vereinigten Staaten stehen, scheint Exkaiser Bao Dai endgültig auf der Strecke zu bleiben, der seit Jahren an der Riviera ein luxuriöses Wohlleben führt, während „sein“ Volk bitterstes Leid erduldet.

— Tragik: In anderthalb Jahren wird Süd-Vietnam kommunistisch sein — ganz demokratisch!

LICHTBLICK Der amerikanische Außenminister Dulles hat das Verhandlungsangebot des chinesischen Ministerpräsidenten Tschuenlai über das für den Weltfrieden so gefährliche Formosaproblem angenommen. Die US-Generale Robertson und Radford versuchen zurzeit, dem verzweifelnden Tschiangkaischek klarzumachen, daß die USA wegen Formosa keinen Krieg führen können, da sie von ihren sämtlichen europäischen Verbündeten im Stich gelassen würden. Der indische Diplomat Krishna Menon bereitet in Peking in gleicher Weise das Verhandlungsklima vor.

— Die Absage an das Abenteuer und die geduldige Vermittlung triumphieren offenbar in Asien über die „Politik der Stärke“. Warum nicht auch in Europa?

RÜCKKEHR Auf einem außerordentlichen Kongreß der französischen Radikalsozialisten hat der durch die Intrigen seiner eigenen Parteifreunde gestürzte Ministerpräsident Pierre Mendès-France die Führung dieser linksliberalen französischen Partei an sich gerissen, die in einer Schlüsselposition für alle Regierungsbildungen steht. Die Partei wird jetzt von einem siebenköpfigen Direktorium geleitet, in dem die Mendès-Anhänger den beherrschenden Einfluß haben. Ganz Frankreich hat den Kongreß, auf dem es stürmische Szenen gab, mit großem Interesse verfolgt, mit dem Mendès-France sein politisches Come-back im nächsten Jahre eingeleitet hat. — Und Mendès ist nach wie vor die Hoffnung der demokratischen und sozialistischen Franzosen.

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortliche Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 8 04 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post viertelj. 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. — Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

Hinter den Eisernen Vorhang zurückgekehrt ist vor einigen Wochen Valerie Lyssikow, der 18jährige Sohn eines sowjetischen Besatzungsoffiziers. Was seitdem aus dem Jungen geworden ist, der für drei Wochen im Westen „Asyl“ suchte, um dann mit einem amerikanischen Trenchcoat den Weg zurückzugehen, weil er nicht direkt in Amerika Flugzeugführer werden konnte, das weiß keiner. Man hat nichts mehr von ihm gehört. Eins ist jedoch sicher: Sein Vater ist zum Gegenstand des versteckten Neides zahlloser SED-Prominenter geworden. Denn deren Söhne sind nicht aus dem Westen zurückgekehrt. Und der Kreis dieser Prominenz reicht von Bert Brecht über Hilde Benjamin bis zu Otto Grotewohl.

Stefan Brecht hat schon „nein“ gesagt, als sein berühmter Dichter-Vater Bert nach Osten fuhr. Während Vater Brecht Sowjetdeutschlands Star-Literat wurde, studierte Sohn Stefan an der Pariser Sorbonne. Immerhin konnte der Vater ihn so weit bringen, sich 1953 Dutzende von „Volks-eigenen Betrieben“ anzusehen und ein gutes Hundert von Parteifunktionären anzuhören. Doch die Bekehrungsreise endete, wo sie begonnen hatte: am Gare du Nord in Paris. Und ein Jahr später wanderte Stefan nach Amerika aus, um sich dort eine Existenz aufzubauen. Von den westlichen Tantiemen seines Vaters hätte er leben können wie Gott in Frankreich, aber nicht einen einzigen Pfennig davon hat er angerührt.

SED-Parteidichter und Kultusminister Johannes R. Becher hatte nicht viel mehr Glück mit seinem 25jährigen Sohn. John Becher ist Mechanikermeister in einer englischen Maschinenfabrik. Vor drei Jahren besuchte er seinen Vater noch einmal. Heute haben sie nichts mehr gemeinsam als den Namen. Kultusminister Becher hätte seinen Sohn gern bei sich gehabt, aber die „Zentrale Parteikontrollkommission“ fand den Mechaniker John Becher nicht würdig, im Arbeiterstaat DDR zu leben. Aus London schrieb John seinem Vater: „Muß ich dir sagen, daß man dich gebraucht wie ein Werkzeug? Wenn ich sehe, was aus deinem Werk emporschießt: eine Finsternis, die auf neue ganz Europa und die Welt bedroht — dann bin ich froh, daß sich unsere Wege getrennt haben.“

Bis in die höchsten Spitzen der Sowjetzonenregierung reichen die unüberbrückbaren Abgründe zwischen Vätern und Söhnen. Ministerpräsident Grotewohls Sohn Hans lebt zwar in Ostberlin, aber als „Parteiloser“ steht er auf der SED-Liste der „politisch unzuverlässigen“ Volksgenossen. Seinen Entfaltungsmöglichkeiten als Bauingenieur sind somit enge Grenzen gesetzt. Hätte er das SED-Parteibuch

in der Tasche, dann könnte er vielleicht seinen Chef Hermann Henselmann — Leiter der Planungsabteilung des „Nationalen Aufbauprogramms“ — entthronen. Dessen 18jähriger Sohn Michael hat übrigens auch vor zwei Jahren ein Loch im Eisernen Vorhang gefunden.

In die entgegengesetzte Richtung — und das ziemlich unfreiwillig — ist der Sohn der „roten Henkerin“ Hilde Benjamin gefahren. Die ostzonale Justizministerin mußte von ihrem Sohn Micha sich die Wahrheiten ins Gesicht schleudern lassen, die sie in ihren Gerichten mit Zuchthaus- und Zwangsarbeitsstrafen mundtot zu machen versuchte. Als die Spannungen unhaltbar wurden und Micha plante, in die Schweiz zu fahren und danach in Oxford zu studieren, traf ihn eine „Einladung“ aus Moskau. Seitdem weilt er zu „Studienzwecken“ in der UdSSR.

Ein härteres Los traf den Sohn von Westdeutschlands KP-Chef Max Reimann: Er wurde zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Max Reimann hat übrigens nicht nur politisches Pech mit seinen Söhnen: Hugo Reimann hat eine ganze Reihe von Unterschlagungen auf dem Kerbholz. Hinter Zuchthausmauern schmachten auch der Sohn des Präsidenten der „Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ und Ostberlins Bürgermeister Friedrich Ebert: Als „Spion“ und „Agent“ wurde Kurt Ebert zu 25 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Um Haaresbreite einem Zuchthaus-Urteil entronnen ist der Sohn des ehemaligen Kaderchefs der SED Franz Dahlem. Daß sein Vater Mitglied des Politbüros war, hinderte ihn nicht daran, aktiven Anteil am „17. Juni“ zu nehmen. Nachdem er schon einmal verhaftet worden war, gelang es ihm noch, nach Westberlin zu flüchten.

Schon 1949 wählte Wolfgang Leonhardt den Westen. Sein Vater, der Parteidichter Rudolf Leonhardt, zögerte nicht, sich vor der „Zentralen Parteikontrollkommission“ feierlich von seinem Sohn loszusagen. Ein Jahr nach Wolfgang Leonhardt war es der Sohn des damaligen Ministerpräsidenten und LDP-Vorsitzenden Hermann Kastner, der mit Frau und Kindern über die Sektorengrenze ging. Das Telefongespräch, das Ralph mit seinem Vater nach der Flucht führte, ist bekanntgeworden: „Kannst du noch verantworten, was drüben geschieht?“ hatte der Sohn gefragt. Und der Vater hatte geantwortet: „Was willst du dagegen machen?“

Rolf Palm

Radio auf Kabinenlautstärke ...

Von Günter W. Smirr

„Der Sängerkreis Eintracht muß seinen diesjährigen Maskenball im Saal des Gasthofs »Grüner Baum« abhalten, da sein Vereinssaal für Flüchtlinge beschlagnahmt ist. Beginn der Veranstaltung heute abend 20 Uhr.“ So sinngemäß der resignierende Inhalt einer Zeitungsnotiz aus den Februartagen des Jahres neunzehnhundertfünfundfünfzig.

Der Vereinssaal — das ist ein langer und breiter Raum, der den ganzen ersten Stock eines alten Dorfgasthauses einnimmt. Seine Wände erinnern auf echt dörfliche Art an seine frühere Zweckbestimmung: Auf dem Grunde eines unwahrscheinlichen Himmelblaus leuchten fünfzackige silberne Sterne in exakter Reihenfolge — an der Stirnfront des Raumes macht sich eine verstaubte Bepannung aus verblichenem Krepppapier breit, und von den Wandflächen zwischen den Fenstern schauen kitschig-liebliche Figuren aus bunten Jagdszenen auf ein Treiben hinab, das mit dem Sang und Klang früherer Tage nichts mehr gemeinsam hat.

Der Vereinssaal ist eine Lagerhalle für das Treibgut des kalten Krieges geworden. In zwölf Kabinen, durch aufgespannte Woldecken improvisiert, „wohnen“ neun Familien und drei Junggesellen — Deutsche von „drüben“ —, lebendige Zeugnisse einer Zerrissenheit, an der wir nun schon seit Jahren kranken, ohne die heilende Medizin gefunden zu haben.

Woldecken als Kabinenwände. Woldecken trennen zur Not wohl optisch, aber nicht akustisch. Doch danach fragt das Baby von Müllers nicht, wenn es mit mächtigem Schreien seinem ganz persönlichen Arger Ausdruck gibt — schließlich ist es ein Baby. Meiers nebenan runzeln die Stirn und halten sich die Ohren zu — ihre Kinder sind groß und schreien nicht mehr. Krause aber drückt die UKW-Taste seines Radios herunter, um dem Geplärre

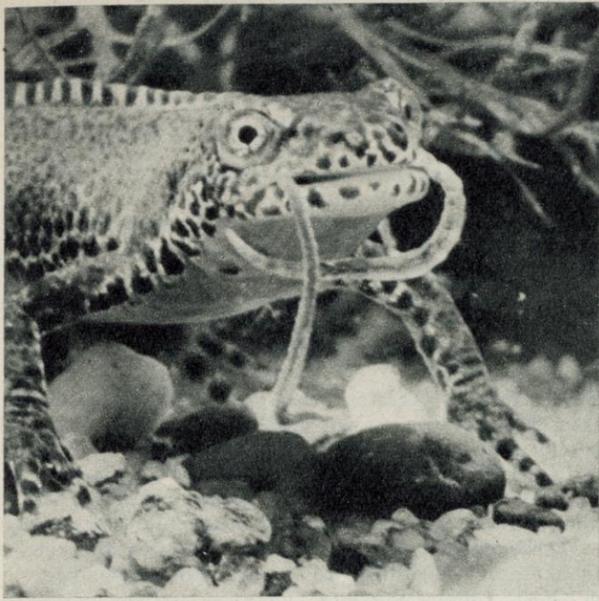
mit Musik zu begegnen. „Schön!“ denkt der Junggeselle Schmidt hinter seinen vier Woldecken, denn München spielt gerade die Wodka-Polka. Aber Müllers Baby ist auch nicht ohne, und da Krauses auch ein Radio haben, versuchen sie es jetzt mit einem anderen Sender. Die Wodka-Polka vermischt sich mit hämmernden Jazz-Synkopen. Während Schmidt die Töne sondiert und Herr Meier höhnisch „lauter“ ruft, liegt sich hinter der vierten Woldecke rechts ein junges Ehepaar in den Armen und nutzt die Zeit des schwellenden Lärms zu herzhaftem Kosen.

Junggeselle Schmidt stützt schwer sein Haupt in die Hände und sinnt. „Ein Magnetophon müßte man haben“, denkt er, „um diese Sinfonie auf Band zu nehmen.“ Aber da ruft der Lagerälteste plötzlich: „Radio auf Kabinenlautstärke“, und im Nu ist der ganze Effekt dahin. Die Radios spielen leiser, auch Müllers Baby ist still — von irgendwoher fängt Schmidt das Wort „Irrenhaus“ auf.

Schmidt blättert ein wenig in der Zeitung: „Schäffer will 40 v. H. Steuern — Großbritannien besitzt eigene Atomwaffen — 39 Tote in brennendem Vorstadtkino. Schmidt liest gedankenlos darüber hinweg. Nebenan fragt jemand:

„Hat es denn nun mit deiner Arbeitsstelle geklappt?“ Aber die Antwort taucht schon wieder in einer Welle neuen Lärms unter — im Gezeter der Kinder, in schrillum Lachen und in der Gemeinschaftssendung dreier Radios, die in mustergültiger Dissonanz aufeinander abgestimmt sind.

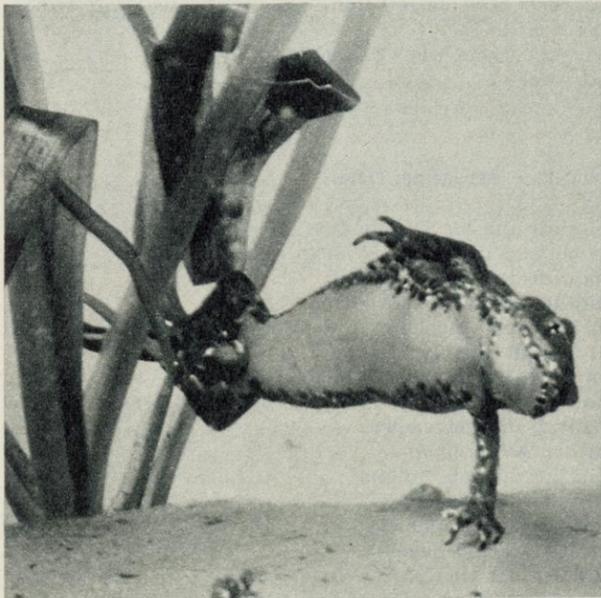
„Ein Magnetophon...“, denkt der Junggeselle Schmidt. Aber er hat ja keins. Schade — es gäbe eine prächtige Aufnahme. Vielleicht würde er sie dem Sängerkreis Eintracht schenken — zur wirksamsten Demonstration dafür, was aus seinem Vereinssaal geworden ist.



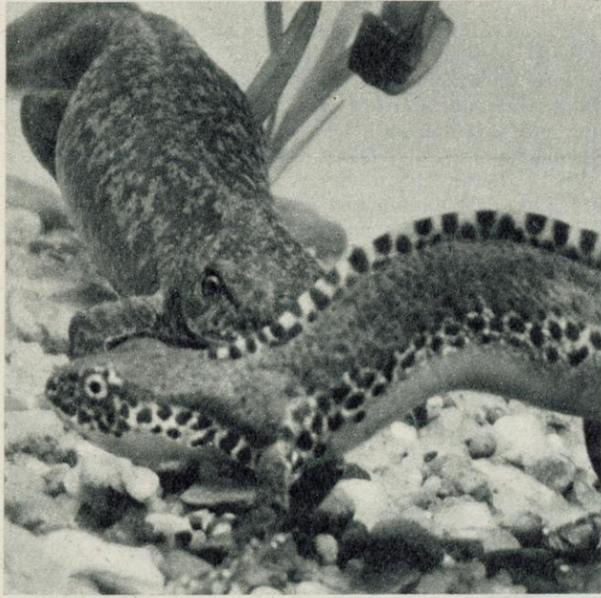
Mit gutem Appetit ergötzte sich Graf Molch an einem köstlichen Souper zarter Regenwürmer (oben), die er mit Vorliebe quer ißt, als seine groß-gräflichen Augen von einer plötzlichen Bewegung des Wassers in Bann geschlagen wurden. Aber nicht nur das Wasser war in Erregung geraten — auch sein Herz. Denn Komteßchen Molly war eben in sein Leben getreten. Den Mund höchst ungräflich weit geöffnet, starrte er das elfengleiche Wesen an, das die Liebe ihm in seinen Sumpf gesenkt (rechts). Trotz des Protests der Gräflich-Molchschen Leibwache gelang dem Aufwärtsfotografen Dr. Hans Jesse diese Aufnahme.

Hochzeit auf Schloß Schlammfuhl

Fotografiert von Dr. Hans Jesse

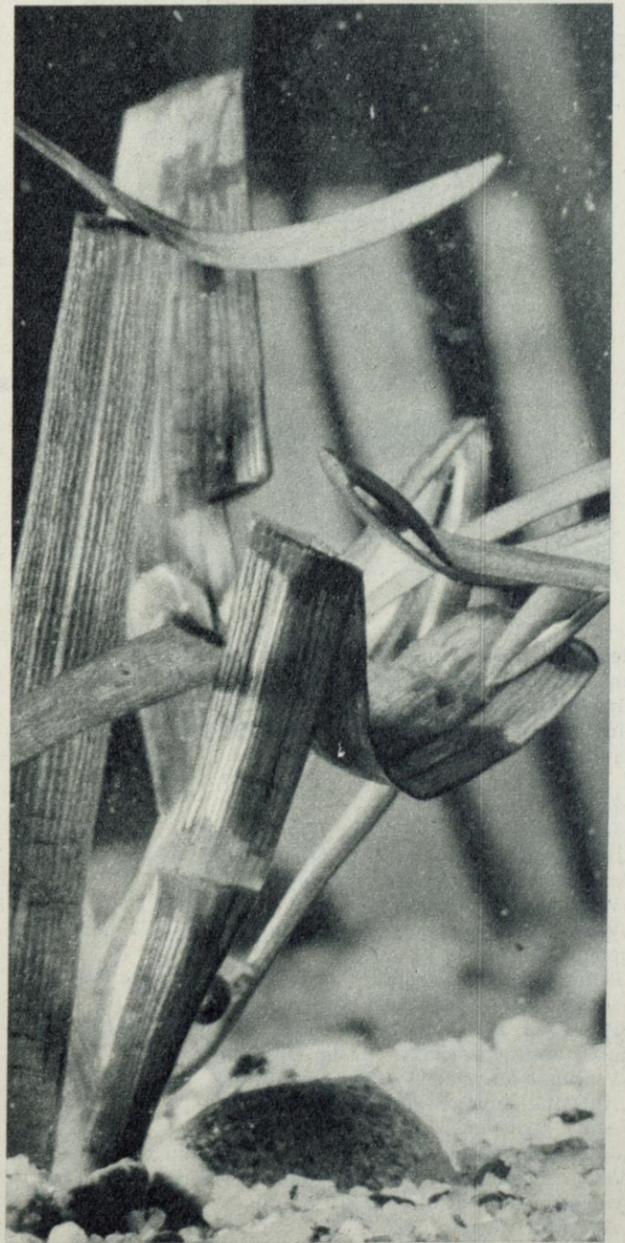


Mit verlegenen Händen, in devotester Haltung, das Auge mit einem Blick voll Bangen und Hoffen auf das liebreizende Antlitz der Komtesse gerichtet, so nähert sich der Graf seiner holdseligen Molly: Wird sie ihn anhören? (links oben.) Ein Schäferstündchen im gräflichen Park von Schloß Schlammfuhl eröffnet die Romanze dieser jüngsten Sprosse zweier alter adliger Molchgeschlechter (oben rechts). Der junge Graf hat seine schönsten Gewänder angelegt, mit dem gekrümmten Rücken des liebenden Molchs macht er seiner kleinen Komtesse den Hof. Bald wird im Schlammreich die Hochzeit verkündet.



Das Geschlecht derer von Schlammfuhl wird nicht aussterben! Molly, unter dem Jubel der Welt dem Grafen Molch als Gattin angetraut, widmet sich nunmehr ganz ihren Pflichten. Ihr Reich ist der weite Park von Schloß Schlammfuhl geworden. Die Pflanzen und Halme sollen die Wiegen ihrer Kinder werden. Mit strengen Augen prüft sie jedes Pflänzchen, ob es auch würdig sei, die Nachkommenschaft derer von Schlammfuhl zu beherbergen. Wenn die Gräfin ihre Wahl getroffen hat, dann ergreift sie das Blatt mit ihren Hinterbeinen und knickt es um. Und in jeden Knick legt sie eins von ihren Eiern (unten).

Die Wiege eines Molchenkindes trägt vierzehn Tage lang das Ei. Das umgeknickte Blatt (Bild unten) wird auch das erste Nest der jungen Molche sein, wenn sie auskriechen. Der Herr Graf und die Frau Gräfin jedoch kümmern sich nicht mehr um sie. Und die kleinen Molche müssen selbst zusehen, wie sie sich durchfressen. Ihr Appetit ist wenig wählerisch. Auf ihrer Speisekarte steht alles, was sich bewegt. Sie ziehen sogar ihre eigene Haut aus und fressen sie auf. Und wehe ihnen, wenn sie dem Vater oder der Mutter vor das Maul schwimmen: Sie werden unbarmherzig verspeist. Doch wenn sie erst einmal groß sind...



Manchmal kommt eine junge Frau in unsere Redaktion. Sie kommt in Vertretung ihres Mannes, der am Tage schwer arbeitet und in seiner Freizeit Geschichten schreibt. Eine seiner Geschichten veröffentlichen wir auf dieser Seite. Wir meinen, daß sich „Der schöne Albert“ von Salamander Probst wesentlich unterscheidet von den Erzählungen, die in der Regel von Autodidakten geschrieben werden. Schreibt uns doch einmal eure Meinung!

DER SCHÖNE ALBERT

Von Salamander Probst

Als Egon Käfer den schönen Albert traf, stand dieser in den städtischen Anlagen unter einer Akazie und weinte bitterlich, stand da neben zwei großen, in karierte Bettlaken gerafften Bündeln, umgeben von einem Halbkreis schweigender Menschen, die ihn verwundert betrachteten, und Egon Käfer, der ein Freund von mir ist und ein mitleidvoller, hilfsbereiter Mensch, trat hinzu und sprach also: „Fremdling, der du hier verlassen und trauernd verharrest, folge mir an einen Ort, wo du in der Geborgenheit mir deine Sorgen und Nöte anvertrauen und dich erholen kannst.“ Dies tat der schöne Albert, und so kam er als Gast in die Wohnung des Egon Käfer und, wie Egon mir berichtete, aß er daselbst heißhungrig alles, was er vorgesetzt bekam, badete kurz in einem Waschtuber, legte sich dann nieder und schlief, als Egon ihn verlieb, um mich aufzusuchen, bereits die neunzehnte Stunde tief und fest. Egon Käfer war all die Zeit um das Lager des schönen Albert geschlichen, als dieser jedoch noch immer nicht erwachte, war er, von Sorge getrieben, zu mir geeilt, um mir diese Geschichte zu erzählen und sich mit mir zu beraten. „Dieser Fall“, sagte er, „ist ein sehr delikater und muß mit äußerster Diskretion behandelt werden.“ Thomas Wespe, der neben meinem Ofen hockte und darauf wartete, daß seine Kleider trocken würden, denn er war in einen Gewitterschauer geraten, meinte: „Herr Käfer, so wie die Dinge liegen, muß ich darauf aufmerksam machen, daß ein Ableben ihres Gastes nicht ausgeschlossen erscheint. Es wäre wohl angebracht, wenn sie einen Notar hinzuziehen würden, dem er seinen Letzten Willen mitteilen könnte.“ Dies wies Egon Käfer weit von sich, und er hatte auch insofern recht, als Thomas Wespe zu den Menschen zählt, die nur selten in ihrem Leben nicht pessimistisch und traurig sind. „Die Sache“, sagte Egon, „ist jedoch von einer Art, daß ich mich eures Schweigens versichern muß, ehe ich sie euch mitteilen kann. Ich bitte dich, Salamander, bei der Bibel — oder was sonst dir heilig ist — Stillschweigen zu geloben,



Wilhelm Strehlau: Am Strand

desgleichen Sie, Herr Wespe.“ Wir schworen, indem wir uns erhoben, den rechten Arm hochhielten und ernste Gesichter machten. Käfer schien darauf erleichtert, und sich vorbeugend, um nicht laut sprechen zu müssen, raunte er: „Er kommt aus Brilon.“

„Zu Fuß?“ fragte ich.
 „Ja“, sagte Egon Käfer, „zu Fuß!“
 „Dann muß man einen Arzt rufen“, sagte Wespe, „einen Arzt oder vielleicht die Feuerwehr!“
 „Warum, Herr Wespe?“ fragte Egon erschreckt.
 „Wer weiß, was er anstellt! Vielleicht ist er gemeingefährlich!“
 „Brilon ist keine Anstalt“, sagte ich zu Thomas Wespe, „sondern eine Stadt in Westfalen.“
 Käfer war beleidigt, und Wespe, der dies verschuldet hatte, hockte sich mürrisch am Ofen nieder.
 „Warum kam er denn zu Fuß aus Brilon?“ fragte ich Käfer.
 „Auf eine Annonce hin.“
 „Aha“, sagte ich.
 „Ja“, sagte Käfer, „aber sie kam nicht, und da stand er da. Drei Tage und zwei Nächte stand er in den städtischen Anlagen und wartete auf sie.“
 „Auf wen wartete er?“

„Nun, auf die Frau, die ihn heiraten sollte.“
 „Aha“, sagte ich.
 „Ja. Tragisch, nicht?“

„Tragisch“, sagte ich. Wir waren beide sehr erschüttert ob des traurigen Schicksals, das der schöne Albert erlitten hatte. Ich stellte einen Kessel auf den Ofen und bereitete Kakao. Nachdem wir jeder eine Tasse getrunken hatten und es uns wohligh warm im Magen geworden war, verzieh Egon Herrn Wespe seinen beleidigenden Verdacht, der schöne Albert könne aus einer Anstalt entwichen sein, und die Beratung wurde zu dritt fortgesetzt.

„Also“, erzählte Käfer, „sie hat annonciert, und der schöne Albert hat ihr geschrieben.“
 „Und dann hat sie ihm auf den Brief sozusagen...?“ fragte Wespe.
 „Ich weiß es nicht genau“, sagte Egon, „aber ich nehme es an.“
 „Das müßte vorerst geklärt werden, ehe wir weitere Schritte unternehmen können, meine Herren“, sagte ich, „mein Vorschlag lautet, wir gehen jetzt zu Herrn Käfer und erwarten dort das Aufwachen des Herrn Albert.“

Mein Vorschlag wurde gebilligt, und wir gingen also zu Egon Käfer, der eine große Mansarde bewohnt. Er machte vorsichtig Licht. In einer Ecke des Raumes stand ein Feldbett, und wir traten leise heran. Da sahen wir den schönen Albert unter dem rotgewürfelten Plumeau hervorstechen, oben den Kopf, unten die Waden und Füße. Er war bei Gott ein schöner Mann. Sein Gesicht war flach und rund; seine Stirn war niedrig und sein Kinn groß und kantig; auf seiner Oberlippe kräuselte sich ein rötlicher Schnurrbart, und seine Ohren waren große dunkelrote Lappen. Egon Käfer warf Holz in den Ofen. Das Feuer prasselte, und beizender Qualm quoll in den Raum, von dem Thomas Wespe einen Hustenanfall bekam, der den schönen Albert weckte. Er richtete sich auf, gähnte und sah uns erstaunt an. Sein blinzelnendes Gesicht hatte einen äußerst stupiden Ausdruck.

„Guten Tag“, sagte ich, „wie geht es Ihnen?“
 „Danke“, sagte er, „ich habe Hunger.“

Egon eilte, um etwas Eßbares für ihn zu holen, während Wespe ihn in trübem Schweigen anstarrte.

„Hat Ihnen die Dame geschrieben?“ fragte ich mitfühlend.
 „Wer?“ fragte der schöne Albert.
 „Die Dame, die Sie heiraten wollten.“
 „Nein, natürlich ich ihr.“
 „Aha, ich verstehe“, sagte ich.

Er griff nach einem Beutel, den er an einem Riemchen auf der Brust hängen hatte, nestelte ihn auf und entnahm ihm einen zusammengefalteten Briefbogen, an dem eine Zeitungsannonce befestigt war. „Hier“, sagte er, „bitte sehen Sie sich das an!“ Ich las die Annonce, die den Wortlaut hatte: „Junge Dame, 24, gute Erscheinung, sucht seriösen, älteren Herrn mit Wagen zwecks Gedankenaustausch. Fabrikanten und ähnliche werden bevorzugt. Spätere Heirat nicht ausgeschlossen.“ Verblüfft sah ich den schönen Albert an, der im Bett aufrecht saß. Egon

„Das bezweifle ich sehr“, meinte Albert.
 „Sie glauben nicht?!“
 „Ich bezweifle es, aber es ist nicht ausgeschlossen.“
 Jetzt las Thomas Wespe den Brief; als er fertig damit war, fragte er: „Es ist die vierundsechzigste, wie Sie sagen? Warum tun Sie das, dabei kommt doch niemals etwas heraus.“
 „Das ist nicht von Bedeutung“, antwortete der schöne Albert, „es ist meine Berufung.“
 Wir sahen uns an. Wespe blickte vorwurfsvoll, wir anderen betroffen. Brilon schien doch mehr als nur eine Stadt in Westfalen zu sein.
 „Wie meinten Sie das?“ fragte Egon Käfer, „wie meinten Sie »Berufung«?“
 „Ich bin der Gegenversucher! Ich bin die Inkarnation der Gegenversuchung!“
 „Würden Sie uns das bitte etwas erläutern?“ bat ich leise.
 „Aber gern“, sagte er, sich die Suppe aus den Mundwinkeln wischend, „die jungen Damen von heute schweben in ständiger Gefahr, der Versuchung des Bösen zu erliegen. Des Bösen, wie es da auftritt in Gestalt von Männern mit schönen Anzügen, mit Autos und Vermögen und glänzenden Titeln, aber voll der verderbten, finsternen Gedanken und Absichten. Ich dagegen bin arm und rein von Geist, voller Güte und Liebe. Ich bin die Gegenversuchung. Noch ist mir allerdings keine erlegen, alle erliegen sie dem Bösen, aber einst wird eine kommen, auf die ich nicht umsonst gewartet habe. Diese werde ich mit der Ehe belohnen.“
 „Er ist ein Heiliger“, raunte Egon Käfer.
 „Das dürfte übertrieben sein“, meinte Wespe.
 „Fühlen Sie sich wohl?“ fragte ich vorsichtig.
 „Danke, ich fühle mich wohl und stark zu neuen Taten. — Ich möchte aufstehen!“

Er stand auf, und wir drehten uns herum, bis er sich angekleidet hatte. Dann setzten wir uns an den Tisch, und wir drei sahen Albert zu, der ein Heft aus der Tasche nahm und darin las. In dem Heft standen in einer langen Reihe Adressen aufgeführt, deren viele schon mit Kopierstift durchgekreuzt waren.

„So“, sagte Albert, plötzlich aufspringend, „ich muß jetzt gehen.“
 „Wohin, Herr Albert?“ fragte Egon Käfer.
 „Nach Mannheim, dorthin ruft die Pflicht.“
 „Zu Fuß?“ fragte ich.
 „Zu Fuß“, sagte er.
 „Haben Sie wieder eine Verabredung?“
 „Ja, ich schreibe immer den gleichen Brief, ich kann ihn auswendig, ist er nicht schön?“
 „Er ist schön“, sagten wir.
 „Ich muß weg“, sagte Albert, „es dämmt schon, bald ist es Nacht.“
 „Werden Sie wieder unter einem Baum stehen und warten?“ fragte Wespe.
 „Unter dem größten Baum in der größten städtischen Grünanlage“, sagte der schöne Albert.

Wir gingen alle vier die Treppen hinunter auf die Straße. Es war starker Verkehr, viele hastende Leute, Autoscheinwerfer und Lichtreklamen. Albert trug seine beiden Bündel in der Hand; große unförmige, in karierte Tücher gepackte Bündel.

„Was ist drinnen?“ fragte Wespe.
 „Alles, was man in einem Haushalt nötig hat: Wäsche, Decken, Töpfe, Besteck und Geräte.“
 „Aha“, sagte ich. „Aha!“ sagte Wespe. Egon schwieg gerührt.
 „Auf Wiedersehen, leben Sie wohl, meine Herren!“ sagte der schöne Albert, drehte sich plötzlich ab und ging sehr schnell weg.
 Wir sahen ihm nach, Albert, dem Gegenversucher. Er hatte blaue Knickerbocker, eine Tirolerjacke, Sandalen und keinen Hut. Er war lang und dünn und blond.
 „Ein Heiliger!“ sagte Egon Käfer.
 „Ein Irrer!“ widersprach Thomas Wespe.
 Sie sahen mich an, als solle ich entscheiden, wer recht habe von ihnen.
 „Kommt“, sagte ich, „gehen wir zu mir, ich habe noch etwas Kakao.“

Jahrmarkt — Von Jacques Prévert

Glücklich wie die Forelle
 Die bergauf durch den Wildbach schnell
 Glücklich das Herz der Welt
 Glücklich der Limonadenmann
 Der in Staub eingehüllt
 Mit seinem Himbeerorgan
 Den neuesten Schlagler brüllt
 Ohne Sinn ohne Reim
 Glücklich die Liebenden
 Auf der Achterbahn
 Glücklich die rote Schöne
 Auf ihrem weißen Pferd
 Glücklich der braune Bursche
 Der sie lächelnd begehrt
 Glücklich der trauernde Witwer
 Aufrecht in seinem fliegenden Nachen
 Glücklich die dicke Dame
 Mit ihrem Kinderdrachen
 Glücklich der alte Narr
 Der das Geschirr zerhaut
 Glücklich in seiner Kutsche
 Ein ganz kleines Kind
 Unglücklich die Rekruten
 Bei der Schießbude aufgebaut
 Sie zielen aufs Herz der Welt
 Sie zielen aufs eigene Herz
 Sie zielen aufs Herz der Welt
 Und lachen laut.

Junge Künstler in Hamburg

Text: Gottfried Sello
Fotos: Ingeborg Sello

Sie hausen nicht in Dachkammern, und sie legen nicht den mindesten Wert darauf, sich von den „Bürgern“ zu unterscheiden. Sie ziehen sich genau so an wie andere Leute; man sieht es ihnen nicht an, und man soll es ihnen nicht ansehen, daß sie „junge Künstler“ sind. Sie verzichten auf jegliche Extravaganz, und ihr Leben entbehrt jenes romantischen Schimmers, mit dem frühere Zeiten das Dasein des jungen Künstlers umgaben. Sie sind unromantisch und unsentimental, und sie vermeiden die großen Worte wie „Genie“, „Ewigkeitswerte“, „Ruhm“ und „Unsterblichkeit“. Sie sind sachlich und nüchtern. Sie kennen die Schwierigkeiten des täglichen Lebens, und sie versuchen, wie jeder andere, mit ihnen fertig zu werden.

Was sie von der Öffentlichkeit erwarten, ist weder Mitleid noch Bewunderung, sondern Verständnis. Verständnis für ihre Arbeit! Denn das allein ist es, was sie wichtig nehmen: nicht sich selbst, sondern ihre Arbeit. Aber nicht das ist entscheidend, daß sie von ihrer Arbeit besessen sind — das ist auch in früheren Zeiten bei jungen Künstlern, die diesen Namen verdienen, so gewesen —, sondern daß sie ihre Arbeit, ihr künstlerisches Schaffen als eine soziale Aufgabe begreifen! Die jungen Künstler von heute haben den berühmten Elfenbeinturm längst verlassen. Sie wollen nicht als Säulenheilige, als Sonderlinge, als Wundertiere abseits stehen, um den Vorübergehenden ästhetische Genüsse zu bereiten oder ihnen ärgerliches Kopfschütteln und gelegentliche Almosen zu entlocken. Sie schaffen für die Allgemeinheit, und ihre Arbeit soll ins Leben hineinwirken. Ihre Kunst ist für den Menschen da, und weil sie nicht allein „um der Kunst willen“ geübt wird, ist sie auf den andern angewiesen, der sie aufnimmt.

Diese Verknüpfung mit dem praktischen Leben hat mit vielen Vorurteilen aufgeräumt. Der Unterschied etwa zwischen „angewandter“ und „freier“ Kunst ist kein starres Dogma mehr. Die Grenze ist flüssig geworden. Auch der „freie“ Künstler scheut sich nicht, praktische Aufgaben in Angriff zu nehmen. Der Maler stellt auch Schüsseln und Vasen her oder übernimmt wenigstens ihre farbige Gestaltung, die Malerin macht Stoffentwürfe. Der Bildhauer hilft dem Architekten, eine Wand plastisch zu beleben. Und dadurch, daß die Kunst nach „Anwendung“ strebt, tritt von selbst das Handwerkliche, das technische Können, in den Vordergrund.

Gewiß ist die Lebensnähe bei den einzelnen Disziplinen verschieden. Für den Architekten ist es selbstverständlich, für den gegenstandslosen Maler ist es schwer, mit dem Publikum in Kontakt zu kommen. Vor allem: auch die

heutigen jungen Künstler sind viel zu ausgesprochene Individualitäten, als daß man alle über einen Kamm scheren könnte. Man muß sie in ihren Ateliers besuchen, man muß sie bei der Arbeit sehen, man muß wissen, wo sie herkommen, was sie getan und was sie für Pläne haben, um von jedem einzelnen ein Bild zu gewinnen.

Die fünf Künstler, von denen hier die Rede ist, leben und arbeiten in Hamburg. Jeder hat einen anderen künstlerischen Beruf, und jeder ist in seinem Fach schon ein gutes Stück vorangekommen. Die Auswahl will bei-

leibe keinen „Durchschnitt“ darstellen (der ja immer nur eine rechnerische Größe ist: Es gibt Durchschnittszahlen in der Statistik, aber keinen Durchschnittsmenschen und keinen Durchschnittskünstler). Sie ist auch durch den Zufall persönlicher Begegnungen mitbestimmt. Die fünf Gesichter zeigen durchaus individuelle Züge. Aber wenn man sie näher betrachtet, entdeckt man auch gemeinsame Züge: die Gemeinsamkeit der Zeit und der Aufgabe. Es ist die gleiche Generation, die sehr sachlich, sehr ernsthaft und ohne Illusionen ihren Weg antritt, und es ist der gleiche schöpferische Impuls, der sie zum Arbeiten drängt.



Der Maler: K. B. H. Sönderborg

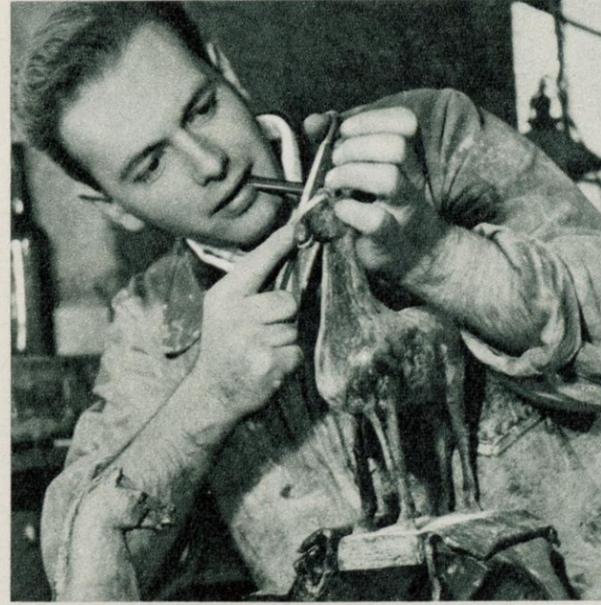
Er gehört zu den vier jungen Hamburger Künstlern, die in diesem Frühjahr ein Stipendium des Lichtwark-Preises erhielten. Mit dem Geld konnte er eine Reise nach Paris finanzieren, wo er jetzt gerade bei einer repräsentativen Ausstellung gegenstandsloser deutscher Maler dabei ist. Er ist auf der dänischen Insel Alsen geboren. Aber die Eltern waren deutsch. Der Großvater hatte eine Lachsfangstation auf Alaska. Mit drei Jahren kommt er nach Hamburg. Als Schüler treibt er sich am Hafen umher,

zeichnet Schiffe, Masten, Schornsteine. Er will Kaufmann werden. Eine Hamburger Exportfirma schickt ihn nach Beendigung der Lehrzeit nach Rußland. Nach dem Krieg trampelt er mit einem befreundeten Maler durch Deutschland, später allein durch Italien. Viele Monate lebt er auf der Insel Stromboli mit den ruhigen Fischern und einem unruhigen Vulkan. Später besucht er die Landeskunstschule in Hamburg. Schon die ersten Bilder, die er ausstellt, fallen auf. Es genügt nicht, sie „abstrakt“ zu nennen. Sie sind von unheimlicher Lebendigkeit, sie bersten vor Spannung und Leidenschaft.



Die Schauspielerin: Helga Feddersen

Sie haßt „Puppenrollen“, und sie schwärmt auch nicht davon, einmal die Julia oder das Clärchen zu spielen. Sie möchte Menschen von heute darstellen, die sich mit heutigen Problemen herumschlagen. Aber solche Aufgaben sind selten... Bevor sie auf die Schauspielschule zu Eduard Marcks kam, mußte sie „für alle Fälle“ ein Jahr Frauenfachschule absolvieren. Das verlangte ihr Vater, der ein Geschäft für Seemannsausrüstung am Hafen betreibt. In den Theaterferien muß sie im Geschäft ausshelfen, und das macht ihr großen Spaß, weil es dort mit den Seeleuten aus aller Welt oft wie auf der Bühne zugeht. Ihre erste Rolle war die Eleonora in Strindbergs „Ostern“ (im Hamburger Zimmer-Theater). Mit Ida Ehre gastierte sie in Berlin. Dann war sie zwei Jahre in Gelsenkirchen. Als Hedwig in der „Wildente“ und als das lispelnde Clärchen im „Weißen Röhl“. Ihr liegt das Problematische und das Komische, wenn die Rolle nur Farbe und Leben hat. Nebenbei arbeitet sie am Funk. Der Film holte sie zum „Professor Nachtfalter“ und zum Synchronisieren. Sie sprach die „Ditte“ in dem berühmten dänischen Film, der ihr wegen seiner klaren realistischen Haltung außerordentlich sympathisch war.



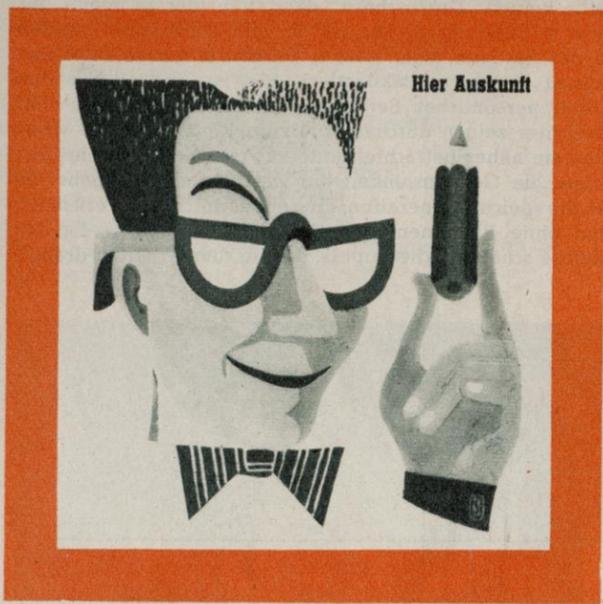
Der Bildhauer: Jörn Pfab

Als er von der Landeskunstschule kam, war er sich darüber klar, daß man zum mindesten im Anfang nicht von der Bildhauerei leben könne. Er betrieb daher zusammen mit einem jungen Kollegen eine Bronzegießerei im Keller der Landeskunstschule. Dabei vervollständigte er seine Kenntnis von der seit den Tagen der Griechen bewährten Technik des Wachsaußschmelzens. Seine nächste Station: Wagenwäscher in einer großen Ölfirma. Durch Zufall kam es heraus, daß er eigentlich Bildhauer sei. Pfab bekam den Auftrag für eine lebensgroße Figur, und er konnte sich einen leeren Schuppen im Werksgelände als Atelier ausbauen. Dafür half er seinerseits in der kulturellen Betreuung des Betriebes. Er veranstaltete Vortragsreihen über moderne Kunst und Kurse, in denen sich Betriebsangehörige zeichnend und modellierend betätigen konnten. Diese Kurse waren so gefragt, daß der Fernsehfunk an ihn herantrat und seinen künstlerischen Unterricht für Laien ins Programm übernahm. Seine neueste Arbeit ist eine Galionsfigur am Bug der „Bertha Entz“, des ersten deutschen Erz-Oil-Frachters. Das 6,75 Meter hohe Bronzerelief stellt einen Christophorus dar. Es ist auf die Außenhaut des Schiffes aufgeschweißt.



Der Buchgestalter: Werner Rebhuhn

Nur wenn er auf Reisen ist, gestattet er sich das „freie“ Malen und Zeichnen. Wach und sensibel registriert er dann seine Umwelt, Menschen auf der Straße, im Café, Landschaften, alte Städte, für deren romantischen Zauber er eine mit Ironie gemischte Vorliebe hat. Aber seine Zeichnungen und Aquarelle sollen eigentlich nur Hand und Geist beweglich, geschmeidig halten für die Arbeit, der er sich mit Haut und Haaren verschrieben hat: der Buchgestaltung. Seinen ersten Bucheinband machte er mit 17 Jahren. Es folgte die Ausbildung bei C. O. Czeschka. Von daher stammt sein Bemühen um gewissenhaftes, präzises Zeichnen und eine wahre Besessenheit für alte Schriften. Heute beschäftigt er sich gerade mit der Entwicklung neuer Drucktypen. Seit Jahren wird der größte Teil der Rowohlt-Produktion von ihm gestaltet. Er hat der Deutschen Hausbücherei ihr Gesicht gegeben, er arbeitet für den Hanser-Verlag, für Piper und Fischer, für große und kleine Verlage. Seine Buchumschläge wirken durch starke Farben und klare, einfache Linien wie kleine Plakate. Bei den Einbänden bevorzugt er die strenge gezeichnete Form. Der Umschlag ist für das Schaufenster, der Einband für den Bücherschrank!



Liebe Freunde! Ich habe im letzten „Aufwärts“ unserem Freund Ernst Spritzing, Hamburg, versprochen, heute zu begründen, warum ich dringend davon abrate, an den sogenannten Weltjugendfestspielen in Warschau teilzunehmen: 1. Sie dienen dazu, junge Menschen für ein politisches System zu begeistern, das in den letzten Jahren ständig dazu beigetragen hat, uns an den Rand eines dritten Weltkrieges zu bringen. 2. Sie sind kaltblütig so organisiert, daß sie die Gefühlswelt eines jungen Menschen aufpulvern und kritisches Denken überschatten. 3. Sie kosten sehr viel Geld. Dieses Geld muß von den Arbeitern und Bauern des „Gastlandes“ aufgebracht werden, die sich gegen Ausbeutung nicht mehr wehren können. 4. Je größer die Zahl der „Westler“ ist, die an solchen Veranstaltungen teilnehmen, desto größer ist der „moralische Erfolg“ der östlichen Machthaber gegenüber den Unterdrückten in ihrem Einflußgebiet. Ich bin der festen Überzeugung, daß solche Bedenken gewichtiger sind als die gewiß verlockende Möglichkeit einer kostenlosen Reise bis nach Warschau. Herzliche Grüße Thomas.

Gehelmnisvoller Traven

Theo Fröbe in Wiesbaden schreibt uns: „Ich habe mir von einem Freund gleich den Roman »Das Totenschiff« von B. Traven ausgeliehen, nachdem ich im letzten »Aufwärts« die Geschichte »Der Großindustrielle« von diesem Schriftsteller gelesen hatte. Mein Freund sagte mir, man wisse heute noch nicht, wer Traven eigentlich sei und wo er lebe. Kann man nicht mehr darüber erfahren?“

● Mehr schon, Theo, aber nichts Genaues. Wahrscheinlich ist nur, daß Traven irgendwo in Mexiko lebt. Aber er hat sich bisher nicht einmal seinen Verlegern zu erkennen gegeben. Da er jedoch seine Manuskripte auf deutsch zu schreiben pflegt, vermutet man, daß er Deutscher ist. Daran knüpfen sich wiederum viele Spekulationen. Es gibt zum Beispiel eine Theorie, wonach Traven von 1917 bis 1920 in München unter dem Namen Ret Maruth gelebt und die stark linke Zeitschrift „Der Ziegelbrenner“ herausgegeben haben soll. Nach der gleichen Theorie soll er damals Anarchist gewesen sein. Doch, wie gesagt, das sind alles nur Vermutungen. Fest steht nur, daß er ein guter Schriftsteller und — nach seinen Büchern zu urteilen — ein Sozialist ist.

Erheblich benachteiligt?

Ingeborg Seegers schreibt uns aus Emden: „Vor vier Wochen (Nr. 8/55) hast Du Karin Sänger aus Braunschweig eine Antwort gegeben, mit der ich gar nicht zufrieden bin. Du tust so, als ob mit der Gleichberechtigung der Frau schon alles in Ordnung wäre. Das ist doch gar nicht der Fall. Die Frauen sind auch heute noch gegenüber den Männern erheblich benachteiligt.“

● Tja — wie soll ich mich ausdrücken? Also, ich meine, daß die Frage der Gleichberechtigung der Frau im Prinzip gelöst ist. Natürlich gibt es auf diesem Gebiet noch sehr viele Aufgaben praktisch zu lösen. Da ist zum Beispiel der Grundsatz „Gleicher Lohn bei gleicher Arbeit“. Ich weiß, daß längst nicht überall nach ihm gehandelt wird. Diesen Zustand zu ändern, ist aber heute in erster Linie Aufgabe der Lohn- und Tarifpolitik. Das also meine ich: Es bestreitet heute kaum noch jemand das Prinzip; viele Menschen drücken sich aber davor, das anerkannte Prinzip zu verwirklichen. So scheint es mir auch noch um mehrere andere Grundsätze der Gleichberechtigung zu stehen.

Falscher Weg

... Ich möchte Ihnen für Ihre Antworten die Visage einschlagen, Sie führen junge Menschen systematisch auf einen falschen Weg. Wenn ich Sie erreichen könnte ... Egon Dühring, Berlin-Schmargendorf

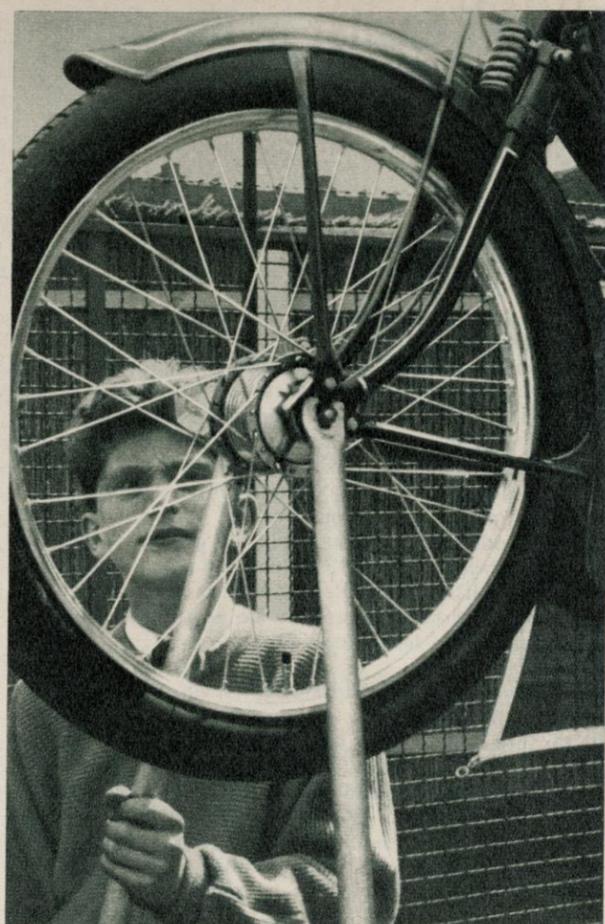
● Ich bin von montags bis samstags zwischen 8 Uhr und 16.30 Uhr (samstags nur bis 13 Uhr!) in Köln-Deutz, Druckhaus, Zimmer 408, zu erreichen!

Unser Plan

Liebe Freunde, ich muß euch sagen, daß ich ein wenig gerührt bin über die vielen Zustimmungserklärungen, die in den letzten Tagen noch bei mir eingegangen sind. Es scheint so: Unser Plan, einem jungen Menschen aus kolonialen Gebiet eine gründliche Ausbildung zu finanzieren, läßt sich verwirklichen. Da er eine so erfreuliche Entwicklung genommen hat, wollen wir noch bis zum nächsten „Aufwärts“ warten, um euch wirklich erschöpfend über den Stand der Dinge unterrichten zu können. Bis dahin könntet ihr noch die Werbetrömmel rühren.



Camping Gehören Sturzhelme, Lederkleidung, Motorräder oder sogar Autos zur Ausrüstung der Reisenden von heute? Ist die romantische Zeit, in der man auf Fußwanderungen nach der „blauen Blume“ suchte, vorbei? Sieht der Typ des Fahrenden heutzutage so aus wie diese beiden (oben)? Man möchte fast meinen. Nicht mehr nur der deutsche Wald lockt. Viele lockt ebenso die italienische See oder der norwegische Fjord. Und die erreicht man eben mit dem Motorrad schnell und billig. Europa ist kleiner geworden, seitdem die Motorisierung immer weitere Kreise erfaßt hat...



Camping Zeltfahrten sind inzwischen für viele zum Camping geworden. Und viele benutzen jetzt Zelte zum Übernachten, die früher nur in den ersten Hotels abstiegen. Camping heißt allerdings „mit Komfort zelten“. Die Industrie hat das Bedürfnis des Europareisens benutzt und jedes Jahr neue Bedarfsartikel auf den Markt geworfen. Das Neueste war jetzt zur zweiten Deutschen Camping-Ausstellung in Köln zu sehen. Sehnsüchtig betrachtete auch Günther K. (oben) das Neueste ... nämlich das letzte Modell der schon längst gewünschten Maschine. „Wann werde ich sie haben?“



Camping Villa auf Rädern (oben links) oder Bett auf dem Dach (oben rechts) ist hier die Frage. Beide Neuigkeiten waren auch in Köln zu sehen. Wenn sich auch nur wenige den Wohnwagen mit Küche, Salon und Badekabine einschließlich Brause leisten können (links), so deutet er vielleicht doch eine künftige Entwicklung an. Das Zelt über Bett und Volkswagen dagegen (rechts) müßte eigentlich bald für viele erreichbar sein. Camping wird besonders in den USA gepflegt. In den USA besitzen aber viele Angestellte und Arbeiter ein eigenes Auto. Wann wird es auch in Deutschland soweit sein?



Camping Sind voll elektrifizierte Ferien zeitgemäß? Karl-Heinrich läßt sich von seiner Braut im Wagen elektrisch rasieren (links unten). Camping liefert eben im Gegensatz zum Zeltlager alle Bequemlichkeiten. Statt der Klampfe steht heute der Radioempfänger (rechts unten) neben dem Zelt. Deutsche Volkslieder wurden abgelöst von kaltem und heißem Jazz. Sind hier die Errungenschaften der Zivilisation eine neue Barbarei? Sollten wir die Camping-„Bewegung“ stoppen und zum zünftigen Lager zurückkehren? Was meinst Du? Schreibe Deine Meinung an die Redaktion ...

